



Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher  
finden Sie auf unserer Website  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)

NANCY BILYEAU

DIE LETZTE  
NONNE

Historischer Roman

Deutsch von  
Mechtild Sandberg-Ciletti

Deutscher Taschenbuch Verlag

*Für meinen Mann,  
der daran glaubte*



Deutsche Erstausgabe 2012

2. Auflage 2012

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München

© 2012 Nancy Bilyeau

Titel der amerikanischen Originalausgabe:

›The Crown‹ (Touchstone/Simon & Schuster, New York 2012)

© 2012 der deutschsprachigen Ausgabe:

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlaggestaltung: Lisa Helm unter Verwendung eines Bildes  
von [bridgemanart.com](http://bridgemanart.com)/Kunsthistorisches Museum Wien

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Gesetzt aus der Minion 10/12,5'

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-24930-0

# ERSTER TEIL



# Kapitel 1

*London, 25. Mai 1537*

Immer wenn eine Verbrennung angekündigt wird, bestellen die Wirtshäuser rund um den Smithfield Square einige Fässer Bier mehr als sonst, wenn aber die Person, die brennen soll, eine Frau ist, noch dazu eine von Adel, lassen sie das Bier in Fuhrn anliefern. Am Freitag vor Pfingsten, im achtundzwanzigsten Jahr der Regierung König Heinrichs VIII., war ich auf einem solchen Fuhrwerk nach Smithfield unterwegs, um die zum Tode verurteilte Verräterin Lady Margaret Bulmer mit meinen Gebeten zu begleiten.

Ich hatte den lauten Ruf gehört, als ich, mit dem Plan von London in der Hand, den ich zwei Nächte zuvor heimlich aus einem Buch abgezeichnet hatte, durch die Cheapside Street ging. Jetzt, da ich eine breite, gepflasterte Straße erreicht hatte, lief ich schneller, aber meine Beine waren müde und schwer. Ich war den ganzen Vormittag durch Dreck und Morast gewatet.

»Smithfield – will hier jemand nach Smithfield?« Die Stimme klang so aufgekratzt, als sollte es zur Kirchweih am Georgitag gehen. Der Rufer, nicht weit vor mir, auf der Höhe einer Gerberei, war ein bulliger Mann, der die vier Zugpferde vor seinem großen Fuhrwerk mit knallender Peitsche antrieb. Ein halbes Dutzend Köpfe reckte sich über das Wagengeländer.

»Halt!«, rief ich, so laut ich konnte. »Ich möchte nach Smithfield.«

Der Kutscher drehte sich um, sein Blick suchte in der Menge. Als er mich winken sah, verzog er die wulstigen Lippen zu einem Grinsen. Bekommen trat ich näher. Ich hatte mir geschworen, den ganzen Tag mit niemandem zu sprechen, bei niemandem Hilfe zu suchen. Das Risiko, dass man mich entdeckte, war zu groß. Aber bis Smithfield,

außerhalb der Stadtmauern im Nordwesten gelegen, war es noch ein weiter Weg.

Der Kutscher musterte mich von Kopf bis Fuß, als ich zu ihm trat, und seine Mundwinkel sanken herab. Das dicke wollene Kleid, das ich trug, das einzige, das ich für die Reise dagehabt hatte, war für den tiefsten Winter gedacht, nicht für einen Frühlingstag, an dem Wellen wogenden Dunsts plötzliche Schübe von Wärme mitbrachten. Der Saum war von Schlamm durchweicht. Ich konnte froh und dankbar sein, dass der schwere Stoff mein schweißnasses Hemd verbarg.

Aber ich wusste, dass nicht nur das arg mitgenommene Gewand den Kutscher stutzig machte. Mein Anblick ist für viele befremdlich: das Haar, das so schwarz ist wie polierter Onyx, die dunklen Augen mit den lichtgrünen Sprenkeln, die olivgetönte Haut, die sich im Sommer nicht rötet und im Winter nicht verblasst. Ich habe den Teint meiner spanischen Mutter geerbt, nicht aber ihre feinen Züge. Nein, mein Gesicht ist das meines englischen Vaters: eine breite Stirn, hohe Wangenknochen und eine lange, schmale Nase. Es ist, als prallten in meinen Zügen, offen und für jeden erkennbar, die Gegensätzlichkeiten aufeinander, die die Ehe meiner Eltern bestimmten. In einem Land zarthäutiger, rosiger Mädchen falle ich auf wie ein düsterer Rabe in einer Schar gefälliger Täubchen. Es gab eine Zeit, da machte mir das sehr zu schaffen, aber jetzt, mit sechsundzwanzig, liegen mir solche kindischen Sorgen fern.

»Einen Schilling die Fahrt, Miss«, sagte der Kutscher. »Ihr braucht nur zu zahlen, und es geht los.«

Die Forderung überraschte mich, obwohl sie natürlich zu erwarten gewesen war.

»Ich – ich habe keine Münzen bei mir«, stammelte ich.

Der Kutscher lachte rau. »Ja, glaubt Ihr, ich mach das zum Vergnügen? Das Bier ist mir fast ausgegangen« – er klopfte auf ein letztes hölzernes Fass, das hinter ihm lag –, »und ich muss was verdienen, damit ich den Wagen bezahlen kann.« Hinter dem Fass reckten seine Fahrgäste die Hälse nach mir.

»Wartet«, sagte ich und kramte in der Tasche, die ich in mein Kleid eingenäht hatte, nach dem kleinen Stoffbeutel. Mit den Fingern tas-



tend fand ich einen schmalen Ring. Etwas Edleres wollte ich ihm nicht geben. Es galt noch wichtige Leute zu bestechen.

Ich bot ihm den Ring. »Reicht das?« Augenblicklich hellte sich die finstere Miene auf, und der schmale goldene Reif, der meiner Mutter gehört hatte, verschwand in der schmutzigen Hand des Kut-schers.

Als ich hinten auf das Fuhrwerk kletterte, bemerkte ich Mitleid und Verachtung auf den Gesichtern der anderen Fahrgäste. Vermutlich übertraf der Wert meines Rings den Fahrpreis bei Weitem. Mit gesenkten Lidern, um nicht den neugierigen Blicken begegnen zu müssen, suchte ich mir einen sauberen Strohhaufen in der Ecke, indes der Wagen seine Fahrt wieder aufnahm.

Jemand stieß mich mit dem Ellbogen an. Eine kräftige Frau mittleren Alters rückte näher, die einzige andere weibliche Person auf dem Wagen. Lächelnd bot sie mir ein Stück dunkles Brot, das ich dankbar annahm. Ich hatte seit dem Abendessen am vergangenen Tag nichts mehr gegessen. Sonst war mir der Hunger mit all seiner Qual willkommene Waffe im Kampf gegen mein schwaches Fleisch, aber jetzt gebot mir mein Vorhaben, bei Kräften zu bleiben. Das Brot und ein Schluck wässriges Bier aus ihrem Holzkrug belebten meinen ermatteten Körper.

Ich ließ mich nach hinten an das Geländer sinken. Wir kamen an einem kleinen Markt vorüber, auf dem, wie es schien, ausschließlich mit Gewürzen und Kräutern gehandelt wurde. Jetzt, da es zu regnen aufgehört hatte, nahmen die Händler die Planen ab, mit denen sie ihre schmalen Stände vor Nässe schützen. Ein starker Duft nach Borretsch, Salbei, Thymian, Rosmarin, Petersilie und Schnittlauch hing in der Luft und blieb zurück, als der Wagen weiterrumpelte. Die durchdringenden Gerüche der Stadt gewannen von Neuem die Oberhand. Eine Reihe vierstöckiger Häuser kam in Sicht – stattlicher als alles, was ich bisher gesehen hatte. An der Straßenecke hing das Schild eines Goldschmieds.

Ein junger Mann, der mir gegenüber saß, grinste und sagte laut in die Runde: »Nett von König Hal, dass er heute eine schöne junge Lady verbrennen lässt. Das letzte Mal war es ein hässlicher alter Fälscher.«

Mir kam das hastig verschlungene Brot wieder hoch, und ich drückte die Hand auf den Mund.

»Aber ist sie wirklich schön?«, fragte ein anderer.

Ein alter Mann mit milchig blauen Augen strich sich das Kinn. »Ich kenn jemand, der Lady Bulmer gesehen hat. Sie ist wirklich ein hübsches Ding, ja«, sagte er bedächtig. »Hübscher als die Königin.«

»Als welche?«, grölte einer der Männer.

»Als alle drei«, antwortete ein anderer. Nervöses Gelächter machte die Runde. Sich über das Eheleben des Königs lustig zu machen – von seiner ersten Frau hatte er sich scheiden lassen, die zweite hatte er hinrichten lassen, um die dritte ehelichen zu können –, war gefährlich. Dafür waren schon Hände abgehackt und Ohren abgeschnitten worden.

Der Alte sagte kopfschüttelnd: »Lady Bulmer muss den König schon schwer beleidigt haben, dass er sie draußen vor den Augen des gemeinen Volks verbrennen lässt statt im Tower oder wenigstens auf dem Richtplatz in Tyburn.«

»Sie haben alle, die Robert Aske gefolgt sind, nach London geschleppt, ob Hochadel oder Landedelleute«, bemerkte der junge Mann. »Um sie dem gerechten Urteil des Königs zuzuführen. Sie ist nur die Erste, die sterben wird.«

Mir wurde heiß. Was würden diese Londoner sagen, was würden sie mit mir machen, wenn sie wüssten, wer ich war und woher ich kam? Eins war gewiss: Ich würde Smithfield niemals erreichen.

Ich suchte nach einem Gebet, das mir Kraft geben würde. *Allmächtiger Gott, lass mich gehorsam sein ohne Widerspruch, arm im Geiste ohne Niedrigkeit der Gesinnung, rein ohne Flecken.*

»Das Weib, diese Bulmer, ist eine dreckige Aufrührerin«, schrie die Frau, die ihr Brot mit mir geteilt hatte. »Sie ist eine Papistin und Verschwörerin aus dem Norden, die unseren König stürzen wollte.«

*Demutsvoll ohne Verstellung, froh ohne Maßlosigkeit, traurig ohne Kleinmut, ernst ohne Anmaßung, rührig ohne Leichtsinn, wahrhaftig ohne Falsch.*

Der Alte sagte milde: »Im Norden haben die Leute ihr Leben dafür gegeben, die alten Formen zu bewahren. Sie wollten die Klöster schützen.«

Seine Worte ernteten allseits nichts als Verachtung.

»Diese vollgefressenen Klosterbrüder sitzen auf Säcken voll Gold, und die Armen vor ihren Mauern lassen sie verhungern.«

»Ich hab von einer Nonne gehört, die ein Balg von einem Priester hatte.«

»Diese Betschwestern sind doch alle Huren oder Missgeburten und Schwachsinnige, von denen die eigene Familie nichts wissen will.«

Ich hörte mein brüchiges Lachen, bitter und ohne Heiterkeit, das unbeachtet blieb, da gerade in diesem Moment draußen auf der Straße jemand laut schrie. Ein Gassenjunge hetzte wie gejagt an unserem Fuhrwerk und den Pferden vorbei. Als das Kind sich in panischer Angst umschaute, zeigte sich, dass es kein Junge war, sondern ein Mädchen mit schmuddeligem Gesicht und kurz geschorenem Haar.

Ein Matschklumpen sauste durch die Luft und traf sie an der Schulter. »Auaaa!«, heulte sie auf. »Ihr dreckigen Hunde!«

Neben dem Wagen tauchten zwei derbe Burschen auf, die sie mit höhnischem Gelächter verfolgten. Gleich würden sie sie haben. Einnige der Männer auf dem Fuhrwerk feuerten sie mit Beifallsgebrüll an.

Einen plötzlichen Haken schlagend, rannte die Gejagte auf eine Ladenreihe zu. Dort winkte eine junge Frau an einer offenen Tür. »Hierher!«, schrie sie. Das Mädchen schoss in den Laden hinein, und die Tür flog zu. Die beiden Burschen erreichten sie Sekunden später und trommelten mit Fäusten dagegen, aber die Tür blieb ihnen verschlossen.

Ich machte die Augen zu und sah ein anderes kleines Mädchen laufen. Acht Jahre alt, außer Atem, von Seitenstechen gepeinigt, rannte ich zwischen hohen Eibenhecken hindurch und suchte verzweifelt einen Ausgang.

Ich hörte Menschen nach mir rufen, aber ich konnte sie nicht sehen. »Schnell, Joanna, schnell – wir wollen gleich Tennis spielen«, riefen meine Cousins, die stark waren und hart. »Komm schon, Kind, du schaffst das«, dröhnte die unbekümmerte Stimme meines Onkels, Edward Stafford, dritter Herzog von Buckingham, Oberhaupt der Familie. »Du musst den Ausgang allein finden. Wir kön-

nen dir nicht jemanden hinterherschicken und riskieren, dass wir noch ein Kind verlieren.«

Ich war im Irrgarten meines Onkels gefangen. Er hatte ihn gerade erst anlegen lassen – »Ich habe meinen von einfallsreicheren Mönchen entwerfen lassen als Kardinal Wolsey«, hatte er immer wieder erklärt. Heute, am 4. September, zur alljährlichen Geburtstagsfeier für den zweiten Herzog von Buckingham, meinen lange verstorbenen Großvater, war der Irrgarten eingeweiht worden. Alle Cousins und Cousinen wurden mit verbundenen Augen zur Mitte geführt. Dort wurden uns die Augenbinden abgenommen, dann mussten wir loslaufen. Ziel war es, als Erster den Ausgang des Irrgartens zu erreichen. »Jetzt sucht euch euren Weg! Sucht euch euren Weg!«, rief mein Onkel von jenseits der hohen verschlungenen Hecken.

Ich gehörte zu den jüngsten und fiel sofort zurück. Zehn Minuten später war ich allein. Ich lief hierhin und dorthin, immer in der Hoffnung, dass die grünen Mauern sich vor mir öffnen und sich der Park zeigen würde, aber meine Instinkte trogen mich und führten mich nur tiefer in den Irrgarten hinein.

»Was ist los mit dir, Joanna?«

»Gebrauche deinen Kopf, Mädchen. Denk nach.«

Die Stimmen wurden lauter und ungeduldiger. »Nun sei doch nicht so ein Schaf, Joanna«, rief einer meiner Stafford-Cousins und wurde von einem Erwachsenen ermahnt.

Ich war zum Mittelpunkt der Aufmerksamkeit geworden, genau das, was ich hasste. War ich an dieser Ecke nach rechts oder nach links abgelenkt? In meiner Panik konnte ich mich nicht mehr erinnern, welche Wege ich schon ausprobiert hatte und welche nicht.

Der Kopf schwamm mir vom Duft der Rosen. Dutzende von strenger Hand gebändigter roter Büsche spränkelten den Irrgarten. Der Spätsommer ging zu Ende; die Rosenblätter hingen schon schlaff und locker. Und die Stunde tauiger Frische war für alle Blüten lang vorbei. Aber es waren so viele Büsche, und ich kam so oft an ihnen vorüber, dass ich den süßlich-schwülen Duft dieser müden, herrischen Rosen beinahe zu schmecken meinte.

Als ich wieder verzweifelt um eine Wegbiegung rannte, prallte ich mit Margaret zusammen.

Lachend fielen wir beide zu Boden, so eng umschlungen, dass sich die Perlenstickereien auf den bauschigen Ärmeln unserer Kleider miteinander verhakten. Nachdem wir uns mit einiger Mühe von einander gelöst hatten, half sie mir auf. Margaret war ein Jahr älter und zwei Zoll größer als ich und hundertmal klüger und hübscher. Meine Cousine ersten Grades. Meine einzige Freundin.

»Margaret, wohin bist du verschwunden?«, donnerte der Herzog von Buckingham. »Wehe du hast dich heimlich in den Irrgarten geschlichen, um Joanna zu helfen.«

»Oh, der Herzog wird böse mit dir sein«, sagte ich. »Du hättest das nicht tun sollen.«

Margaret zwinkerte mir zu. Nachdem sie den Schmutz von meinem und ihrem Festkleid geklopft hatte, führte sie mich hinaus und hielt mich dabei die ganze Zeit an der Hand.

Am Zugang zum Irrgarten erwarteten uns alle, der gesamte Stafford-Clan, wie es schien, mit allen unseren Bediensteten. Mein Onkel, der Herzog, in silbern schimmerndem Gewand mit einer prachtvollen Straußenfeder am Hut, stand neben seinem jüngsten Bruder, Sir Richard Stafford, meinem Vater. Ein Schatten, der in langer Bahn über den Park fiel, hatte sie fast erreicht; der Schatten des kantigen Turms, der auf uns alle herabblickte. Thornbury Castle in Gloucestershire war ein trutziger Bau, geschaffen, jedem Ansturm standzuhalten, nicht nur dem ausländischer Feindesmacht, sondern vor allem den Angriffen von Generationen habgieriger Plantagenet-Könige.

Furchtlos ging Margaret dem Herzog entgegen: »Seht, Vater, ich habe Joanna gefunden«, sagte sie. »Ihr könnt jetzt Tennis spielen.« Er musterte uns beide mit gerunzelten Brauen, während alle anderen angespannt abwarteten.

Aber dann lachte der Herzog von Buckingham. Er küsste seine uneheliche Tochter, die er liebte und schätzte und zusammen mit den vier Kindern seiner zahmen Herzogin großzog. »Ich weiß wohl, dass du alles kannst, was du dir in den Kopf setzt, Margaret«, sagte er.

Und auch mein Vater war nachsichtig und nahm mich fest in den Arm. Er war den ganzen Tag im Freien seinen Vergnügungen nachgegangen, und ich erinnere mich, dass er nach Schweiß und Erde

roch und nach welchem Gras. Ich war unglaublich erleichtert und froh.

Mit einem plötzlichen Ruck, der mich in meinen Strohballen schleuderte, stand das Fuhrwerk nach Smithfield still. Meine Erinnerungen fanden ein jähes Ende.

Wir hatten die Stadtmauer hinter uns gelassen, und nun steckten die Räder unseres Wagens im Straßenmorast fest. Die Pferde wieherten, der Kutscher fluchte, die lärmenden Männer drängten zum hinteren Ende des Wagens.

»Macht nichts«, sagte die Frau neben mir. »Wir sind fast da.«

Ich folgte der Gruppe zum Ende der Straße und dann eine weitere Straße hinunter, in der sich ein Wirtshaus ans andere reihte. Sie mündete in ein riesiges freies Feld voller Menschen, die sich bereits eingefunden hatten, um der Hinrichtung beizuwohnen. Es waren Hunderte: Männer und Frauen, Seeleute und Dirnen und auch Kinder. Eine Familie drängte sich an mir vorbei, die Mutter mit einem Korb am Arm, der Vater mit einem kleinen Jungen auf den Schultern.

Ein ekelregender Gestank stieg mir plötzlich in die Nase und kroch mir beißend durch die Kehle bis in die Lunge hinunter. Meine Augen brannten. Nicht einmal in London hatte ich je etwas so Widerwärtiges gerochen. Mit einem unterdrückten Aufschrei fasste ich mir an den Hals.

»Das ist der Schlachthof drüben im Osten«, sagte die Frau, die mit mir auf dem Wagen gesessen hatte. »Je nachdem wie der Wind weht, können das Blut und die Abfälle ganz schön grauslich sein.« Sie fasste mich am Ellbogen. »Ihr kennt Euch in Smithfield nicht aus, das seh ich. Geht mit mir, bleibt in meiner Nähe.«

Ich schüttelte mit tränenden Augen den Kopf. Um nichts in der Welt würde ich Seite an Seite mit einer so herzlosen Person Margarets Sterben beiwohnen. Sie zuckte nur mit den Schultern und verschwand in der Menge. Ich blieb allein zurück.

Zitternd griff ich in meine Tasche und nahm den Brief heraus, den Margaret mir im vergangenen September geschrieben hatte, nur Tage vor dem Ausbruch der Rebellion im Norden Englands, die wir unter uns die Pilgerreise der Gnade nennen. Ich entfaltete das feste

Rechteck aus cremefarbenem Papier und bewunderte, wie stets, die zierliche, leicht schräg stehende Handschrift.

*Meine von Herzen geliebte Joanna, von meinem Bruder habe ich gehört, dass Du beabsichtigst, in die Ordensgemeinschaft der Dominikanerinnen in das Kloster von Dartford einzutreten und das Ordensgelübde abzulegen, um eine Braut Christi zu werden. Du weißt nicht, wie sehr ich Deine Entscheidung bewundere, Dein Leben Gott zu weihen. Ich habe bei der Morgenmesse Dir zu Ehren zusätzliche Kerzen angezündet, liebste Cousine. Ich wünschte nur, es ließe sich irgendwie einrichten, dass Du meinen zweiten Mann, Sir John, kennenlernst. Er ist ein gütiger, rechtschaffener und wahrhaftiger Mensch, Joanna. Er liebt mich. Er schätzt mich. Ich habe im Norden endlich Frieden gefunden, den Frieden, den Du, hoffe ich, im Kloster von Dartford finden wirst.*

*Wir leben in schweren und beängstigenden Zeiten. Die, welche Gott dienen, wie von unserem Heiligen Vater befohlen, werden verachtet und verfolgt. Überall herrscht Ketzerei. Im Norden ist es anders. Jeden Abend spreche ich drei Gebete. Ich bitte Gott, unsere Klöster zu schützen. Ich bete für das Seelenheil meines Vaters. Und ich bete darum, dass ich Dich eines Tages wiedersehen werde, Joanna, und dass Du mich in die Arme schließen und mir vergeben wirst.*

*Geschrieben auf Lavington Manor in York,  
am letzten Donnerstag im September  
Deine Cousine und auf ewig treueste Freundin,  
Margaret Stafford Cheyne Bulmer.*

Ich steckte den Brief wieder ein, zog meine Kapuze so tief wie möglich, sodass auch nicht die kleinste Haarsträhne zu sehen war, und trat auf den Smithfield Square.

## Kapitel 2

Als ich auf diesem Platz voller Menschen stand, die es kaum erwarten konnten, das Schauspiel von Margarets Verbrennung zu sehen, fiel mir etwas ein, was mein Vater über Smithfield gesagt hatte. »Dort haben die Plantagenets früher die glänzendsten höfischen Turniere abgehalten, Joanna. Sie wählten diesen Ort, weil er ein großes freies Feld bot und nicht allzu fern von den Palästen lag.«

Mein Vater war kein wortgewandter Mann, aber eine Tjost konnte er mit größter Anschaulichkeit beschreiben. In seiner Jugend war er darin ein Meister gewesen, einer der hervorragendsten Lanzenstecher im ganzen Königreich. Das war vor dem Tod meines Onkels gewesen, des Herzogs, der wegen Hochverrats hingerichtet wurde, als ich zehn Jahre alt war. Vor der Verbannung meiner Eltern vom königlichen Hof. Vor dem Sturz der Familie Stafford.

Viele Jahre waren seit seinem letzten ritterlichen Kampf vergangen, aber die Erinnerung daran war immer noch lebendig. Ich brauchte nur die Augen zu schließen, wenn er erzählte, und sogleich war mir, als donnerte ich hoch zu Ross die Bahn hinunter, die durch eine hölzerne Schranke abgetrennt war. Die silberne Rüstung gleißt im Sonnenlicht, die linke Hand hält den Schild, die rechte die Lanze. Aus der Ferne reitet der Gegner heran, kommt näher und näher, bis er nur noch wenige Fuß entfernt ist und die Lanzen mit gewaltigem Klirren zustoßen.

Wenn ich mir diesen Moment des Zusammenpralls vorstellte, da ein Mensch, von der gegnerischen Lanze unter der Rüstung getroffen, sein Leben verlieren konnte, schauderte ich. Mein Vater aber antwortete stets mit einem Lächeln, diesem schnell aufleuchtenden Lächeln eines kleinen Jungen, das er sich bewahrt hatte, mochte auch sein volles rotbraunes Haar von ersten grauen Strähnen durchzogen sein.

Ich hatte dieses Lächeln lange nicht mehr gesehen. Als ich ihm im letzten Jahr eröffnet hatte, dass ich ins Kloster gehen wollte, stritt er mit mir und versuchte zunächst, mich von diesem Gedanken abzubringen. Aber nicht lange. Er erkannte, wie ernst es mir mit mei-



nem Verlangen nach einem reineren Leben war, fern dem Getriebe der Menschen und ihren Begierden. Er schrieb die notwendigen Briefe und brachte, nicht ohne Schwierigkeiten, die Aussteuer auf, die ich ins Kloster einbringen musste. Er tat es, weil er mich glücklich sehen wollte und keinen anderen Weg dazu sah.

Und einige Monate lang war ich auch glücklich in Dartford. Im kontemplativen Leben fand ich, abseits von der Selbstsucht und der Eitelkeit der Welt, die Bestimmung, die Ordnung und die Gnade, nach denen ich mich gesehnt hatte. Aber es war ein zerbrechliches, gefährdetes Glück. Ich hatte mich zu einer Zeit für das religiöse Leben entschieden, da dieses sich nicht nur im Niedergang befand – weit weniger Menschen als in vergangenen Jahrhunderten verspürten das Bedürfnis, ihr Heil in einer Ordensgemeinschaft zu suchen –, sondern sich heftigsten Angriffen ausgesetzt sah. Unser König hatte sich von Rom losgesagt. In den letzten zwei Jahren waren die kleinsten Prioreien und Klöster bereits aufgelöst und ihre Bewohner auf die Straße getrieben worden. Die Priorin Elizabeth versicherte den Schwestern, dass die größeren Einrichtungen wie unsere verschont bleiben würden, dennoch ging in den steinernen Gewölben, im Klostergarten und selbst in den Dormitorien unseres Klosters die Angst vor weiteren Auflösungen um.

Erst vor einer Woche, auf dem Weg zur Abendandacht, hatte ich vor mir im Südgang zum ersten Mal jemanden ihren Namen flüstern hören. »Die Frau, die zu den Anführern des zweiten Aufstands oben im Norden gehört, Lady Margaret Bulmer –«

»Von wem spricht Ihr?«, rief ich laut, und die beiden Schwestern vor mir blieben stehen und drehten sich um. Niemals hätte eine Novizin so mit einer ranghöheren Glaubensschwester sprechen dürfen.

»Verzeiht mir, Schwestern.« Ich verneigte mich mit gefalteten Händen, dann schaute ich vorsichtig zu ihnen hinauf. Schwester Joan, die Klosteraufseherin, der die Durchsetzung der Ordensregeln oblag, maß mich schweigend mit kaltem Blick. Schwester Agatha jedoch, die Novizinnenmeisterin, konnte der Versuchung, ein wenig zu klatschen, nicht widerstehen. »Gerade ist die letzte Gruppe der Rebellenführer nach London gebracht und in Westminster vor Gericht gestellt worden«, berichtete sie hastig flüsternd. »Alle wurden sie

schuldig gesprochen. Die Männer werden allesamt gehängt, auch Sir John Bulmer, aber seine Ehefrau, die von Adel ist, wird in Smithfield auf dem Scheiterhaufen verbrannt. So will es der König.«

Ich schwankte und musste mich mit einer Hand an der feuchten Steinmauer abstützen, um nicht zu fallen.

»Ja, ist es nicht entsetzlich?«, seufzte Schwester Agatha.

Schwester Joan hingegen musterte mich scharf. »Schwester Joanna, habt Ihr Lady Bulmer gekannt, bevor Ihr nach Dartford kamt?«

»Nein, Schwester«, log ich, ohne Bedenken eine schwere Sünde begehend.

»Ich frage mich immer«, fuhr Schwester Agatha fort, »was aus ihnen wird – hinterher, meine ich. Wird man der Familie gestatten, die sterblichen Überreste der armen Lady Bulmer zu bestatten, obwohl sie wegen Hochverrats verurteilt wurde?«

Schwester Joan warf ihr einen strengen Blick zu. »Solche Fragen sind nicht unsere Sache. Ich bin sicher, die Familie verfügt über die Mittel, um die Wachen zu bestechen. Wir kümmern uns um das Seelenheil der Menschen, nicht um ihre sterbliche Hülle.«

In der Kirche angekommen, verneigten sich Schwester Joan und Schwester Agatha vor dem Altar und nahmen ihre Plätze ein, während ich mich nach vorne zur Novizinnenbank begab. Als jüngste Novizin war mein Platz neben den Stufen zum Altarraum. Ich sang mit den anderen und stimmte mit ihnen in die Wechselgesänge des Responsoriums ein.

Doch in der Stille meiner Gedanken entstand ein Plan. Ich wusste, meine Stafford-Verwandten würden in ihrer Angst nichts mit Margaret oder ihrer Bestattung zu tun haben wollen. Mir aber war der Gedanke unerträglich, dass sie, verlassen von allen, die durch ihre Gegenwart und ihre Gebete ihr Leiden lindern könnten, allein und in Todesangst sterben und ihre sterblichen Überreste dem Vergessen anheim gegeben werden sollten. Ich musste Zeugnis ablegen. Es war Gottes Wille. Dessen war ich absolut sicher.

Ich würde das Kloster verlassen und nach London reisen, nach Smithfield, und da der Orden der Dominikanerinnen seinen Novizinnen und Nonnen strenge Klausur auferlegte, würde ich ohne Genehmigung reisen müssen.

Es machte mir Angst, o ja. Eine Verletzung der Klausurregel zog ernste Folgen nach sich, schwerer wog nur ein Verstoß gegen das Keuschheitsgelübde. Zwei Tage lang war ich hin- und hergerissen und suchte, in meiner Entscheidung schwankend, Rat im Gebet.

Und bei der Matutin um Mitternacht erhielt ich Gewissheit. Gewöhnlich suchten die Novizinnen in Dartford spätestens abends um neun ihr Lager auf, um zu ruhen, aber ich tat in dieser Nacht kein Auge zu. Ich war so unruhig, dass ich mich mit den anderen in die Kirche begab, und zwischen dem Vaterunser und dem Ave Maria geschah es. Als stünde ich unter den reinigenden Strömen eines Wasserfalls von höchster Klarheit, fielen alle Zweifel und Ängste plötzlich von mir ab. Ich würde nach Smithfield reisen. Alles würde gut werden. Ich hob die Arme und öffnete, mit Dankestränen auf den Wangen, meine Hände zum Altar.

Als wir die Treppe hinauf zum Dormitorium gingen, um bis zur Laudes einige Stunden zu ruhen, stieß Schwester Christina, die älteste von uns Novizinnen, mich an und fragte: »Habt Ihr die Göttliche Wahrheit gefunden? Es hat ganz so ausgesehen.«

»Vielleicht«, flüsterte ich.

»Ich bete darum, dass auch mir dieser Segen zuteil wird«, sagte Schwester Christina beinahe heftig. Sie war so eifrig in ihrem Glauben, dass sie manchmal ein härenes Hemd unter ihrem Habit trug, obwohl sie dafür getadelt worden war. Selbstkasteiung wurde bei Novizinnen nicht geschätzt. Wir waren noch nicht bereit dafür.

Schwester Winifred, die andere Novizin, die drei Monate vor mir das Ordensgelübde abgelegt hatte, drückte meinen Arm. »Das freut mich für Euch«, sagte sie mit ihrer warmen, melodiosen Stimme.

Ich traf alle Vorbereitungen für mein heimliches Verschwinden. In der Nacht vor Margarets Hinrichtung schlief ich nur wenige Stunden, bevor ich in der tiefen Dunkelheit unseres Dormitoriums das Gewand mit dem geschnürten Mieder überzog, das ich getragen hatte, als mein Vater mich im Herbst nach Dartford brachte. Auf Zehenspitzen schlich ich die Treppe hinunter in die Küchenräume. Ich wusste, dass an einem der Fenster dort das Schloss beschädigt war. Vorsichtig kletterte ich hinaus, rannte quer über das Gelände, dann durch den Stall, am schlafenden Stallknecht vorbei und zur Tür

hinaus. Meine größte Sorge war, vorn am Torhäuschen abgefangen zu werden, wo unser Pförtner manchmal einen Wachmann aufstellte. Um dort nicht vorbeizumüssen, stieg ich an einer niedrigen Stelle über die Mauer und lief durch das feuchte Gras den Hang hinauf zum Klosterweg, der durch den Wald zur Hauptstraße führte.

Wolken verdeckten den Mond, es war stockfinster auf dem Weg unter den Bäumen. Nur die Stimmen der Nachttiere, die sich von mir nicht stören ließen, waren zu hören. Es war, als lief ich durch die Reihen eines undisziplinierten Chors, in dem Grillen und andere schrill lärmende Insekten die Sopranpartien sangen, während Kröten und Eulen die Bassbegleitung lieferten. Ihr unbekümmertes Musizieren konnte mich nicht erfreuen. Ich war in einer todernten Angelegenheit unterwegs und fühlte mich, so lächerlich es klingen mag, von ihnen verhöhnt. Ich war froh, als ich die Hauptstraße erreichte und sah, dass der Himmel im Osten schon hell wurde. Bald würde der ausgelassene nächtliche Chor schweigen.

Gegen ein Paar zierlicher Ohrgehänge half mir der Flusswächter von Hedge House Wharf in ein Boot. »Ich hoffe, die junge Dame weiß, was sie tut«, brummte er. Ich gab keine Antwort. Als das Boot ablegte und den Darent hinunter an den Fischerhütten vorbeiglitt, glaubte ich, ganz schwach die Glocken des Klosters zum ersten Gebet läuten zu hören, aber vielleicht bildete ich es mir auch nur ein.

Zu Fuß braucht man von Dartford nach London einen Tag, zu Pferd zwei Stunden und mit dem Boot mehr als vier. Der Darent sucht sich seinen Weg zur Themse in zahlreichen Schleifen und Windungen. Kaum jemand würde diese Route wählen, um nach London zu reisen. Aber ich fürchtete, im Dorf beobachtet zu werden, wenn ich dort versuchte, ein Fahrzeug zu mieten. Ich musste lange genug spurlos verschwunden bleiben, um meinen Plan ausführen zu können.

Schon bald nach der Abfahrt begann Regen auf den Fluss zu prasseln, und der Bootsmann warf mir eine Plane zu. Der Letzte, der darunter Zuflucht gesucht hatte, hatte Salzhering gegessen, ich konnte es noch riechen. Die Welt versank in einem kalten, weißen Nebel, in dem kaum noch etwas zu erkennen war. Das Geräusch des Regens und das rhythmische Schnaufen des Mannes, der hinter mir